Vorträge und Abhandlungen
herausgegeben von der
Leo-Gesellschaft.

19.

Die Katakomben bei St. Stephan.

Eine medicinisch-historische Studie

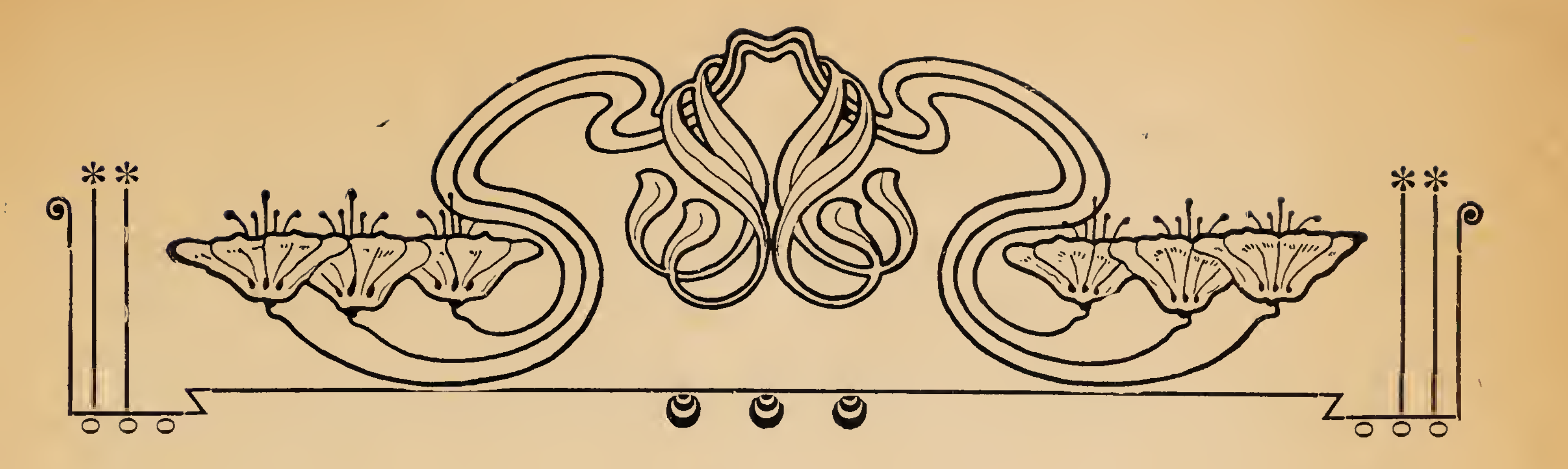
von

Dr. Leopold Senfelder.

Mit einem Plane.



Wien 1902.
Verlag von Mayer & Co., Wien.
Buchdruckerei A. Opitz, Wien.



Ein in älteren Wiener Familien sehr beliebtes und fleißig gelesenes Buch war die Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte von Moriz Berman, eine kritiklose Sammlung historischer Daten, Sagen und Geschichtslügen mit einer gewissen Kunstfertigkeit dem Leser mundgerecht zubereitet und in so biederem, treuherzigem Erzählerton vorgetragen, dass man wohl sagen darf, Berman kannte sein Volk sehr genau und wusste, was man bieten müsse, um bei Hoch und Nieder in den Ruf eines populären Schriftstellers zu kommen. So ist es auch begreiflich, dass noch heute viele Altwiener auf ihren Liebling schwören und missbilligend den Kopf schütteln, wenn dessen Autorität und Wahrhaftigkeit in Zweifel gezogen wird.

Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, dass auch die heranwachsende Jugend sich in die Lecture des Hausbuches versenkte und diesem mehr Eifer als den Geschichtslehrbüchern des Gymnasiums widmete. Welche lebendige Darstellungskunst gegenüber den trockenen Schulbüchern entwickelt Berman; wie packend, als ob er die ganze Scene vom Nebenzimmer aus belauscht hätte, schildert er z. B. die „wahre" Begebenheit, wie der Teufel mit der Bognerin rauft und er endlich jämmerlich zerprügelt mit Verlust eines Hornes den Schauplatz verlassen muss. Die Pest im Jahre 1679 wurde — so behaupten die Historiker — von Ungarn aus nach Wien eingeschleppt. Unser Autor jedoch weist in einer Serie spannender, gruseliger Skizzen nach, dass diese Behauptung nicht zutreffe. Jene 13 von Frankreich gedungenen Scheusale, die Lanzettenritter waren die Verbreiter der furchtbaren Seuche! Mit Vorwissen des Todtengräbers vom Stephansfreithof, Michael Unkner, hielten Roger Acacia, der Prinz von Dachem, der portingalische Capitän und wie sie alle hießen, im dritten (!) Stockwerke der Katakomben ihre geheimen Sitzungen und hier wurde der „Peststoff" sammt Lanzetten an die Verschwörer vertheilt. Was für verwegene Leute diese ominösen Dreizehn waren, können wir daraus ermessen, dass der Besuch der Katakomben schon damals ein

gefährliches Unternehmen gewesen sein soll. Um vor Entdeckung sicher zu sein, benützten die Geheimbündler einen Zugang durch den Keller eines Nachbarhauses. Dieses Haus kennen zu lernen, wäre gewiss sehr interessant. Nun, unser Erzähler gehört nicht zu jenen, welche dem Leser Unwahrscheinlichkeiten zumuthen oder ihn gar verlassen, nachdem sie die Neugierde auf's Äußerste erregt haben. Wer an einer Verbindung zwischen Katakomben und den nachbarlichen Kellern zweifelt, möge nur die Geschichte hören, welche sich im November 1865 abgespielt haben soll.

Unter dem ehemaligen Arthaber-Haus, Stephansplatz Nr. 9 war des Nachts seit Jahren ein aus der Tiefe kommendes Klopfen zu hören. Um der Sache auf die Spur zu kommen, stieg im November 1865 um die Geistersprechstunde eine „Polizei-Commission" in die Keller und gelangte, dem Klopfen nachgehend, an eine vermauerte Thür, welche durchgeschlagen in einen endlosen Gang (wahrscheinlich ein Theil der Katakomben) führte, „bis eine Treppe, die sich trotz der mitgebrachten Fackeln in eine endlose, schwarze Tiefe verlor, jedes weitere Vordringen der Commission entschieden hemmte." — Die Eingeweihten dürfen wohl mit Recht vermuthen, dass damit der Weg gefunden war, den die 13 Lanzettenritter zu ihrem Sitzungssaal in der Tiefe des 3. Stockwerkes einzuschlagen pflegten. Sapienti sat.

Wir wissen nun schon einige Detail über die „uralten, endlos verzweigten" Katakomben bei St. Stephan, doch ist unser Wissensdurst noch keineswegs gestillt. Das fühlt auch Berman und darum bietet er uns die Führerschaft eines Besuchers vom Jahre 1865 des Herrn Eduard Seis an. An dessen Seite besuchen wir das erste, zweite und dritte Stockwerk, überall die schauderhaftesten Eindrücke empfangend. Auch die mehrere Stock tiefe Pestgrube, wo tausende von unglücklichen Opfern des Jahres 1679 modern sollen, lernen wir kennen. „Wenn diese Leichen reden könnten!" — ruft Herr Seis aus. — Wir werden in der Folge sehen, dass diese Gebeine thatsächlich zu dem, der ihre Sprache versteht, reden können.

Wir haben uns mit Berman's phantasiereichen Katakombengeschichten etwas länger befasst, weil sie am meisten bekannt sind und auf diese Quelle die heute noch unter dem Publikum herrschenden, ganz widersinnigen Anschauungen über das Alter, den Bau und die Ausdehnung der sog. Katakomben zum großen Theil zurückzuführen sind.

Es existieren noch mehrere andere Schilderungen, so von Mistress Trollope „Wien und die Österreicher" 41. Brief aus dem Jahre 1836, Adalbert Stifter „Bilder aus Wien" und Johann N. Vogl „Aus dem alten Wien" 1865.

Mistress Trollope erzählt in formvollendeter Weise sehr lebendig ihre unterirdische Wanderung und darf als Fremde wohl am wenigsten dafür verantwortlich gemacht werden, dass sie die von den Führern aufgetischten Lügen als baare Münze hinnahm. Minder entschuldbar ist der Übersetzer des Trollop'schen Buches Johann Sporschil, welcher mit Berufung auf „einen biederen, edlen und wahrheitsliebenden" Gewährsmann folgende Erläuterung zum Besten gibt: „Diese Grüfte sind außerordentlich ausgedehnt und laufen tief unter dem ganzen, großen St. Stephansplatz, dem Stock im Eisenplatz, ja noch weiter hin. Die Gänge bilden in der That ein Labyrint, wie sie die Verfasserin genannt und bei einer umfänglicheren Besichtigung dieser Grüfte gebraucht man dieselbe Vorsicht, welche dem Theseus auf Kreta half. Aber nicht nur sehr ausgedehnt sind diese Grüfte, sondern sie sind in fünf Stockwerken über einander gebaut. Nur in die zwei oberen Stockwerke dieser Katakomben kann man gelangen; der Eingang zu den drei unteren wird unter keiner Bedingung gestattet und ist wie ich von einem der glaubwürdigsten Männer vernommen habe mit drei Schlössern verschlossen, deren drei Schlüssel der eine bei dem Magistrate, der andere bei dem erzbischöflichen Ordinariate, der dritte bei Hofe verwahrt werden sollen." — Unser Johann Sporschil ist wie später gezeigt werden wird, noch viel raffinirteren Spassvögeln als es die Führer der Mistress waren aufgesessen!

Die Beschreibung Adalbert Stifter's — von Vogl's jugendlich phantastischem Berichte können wir ganz absehen — lässt in keiner Zeile die sonst ob ihrer feinen Detailmalerei so berühmte Feder erkennen und enthält ebenfalls die allgemein gangbaren Irrthümer. So schreibt Stifter, er sei direct unter dem Hochaltare gestanden, was unmöglich ist, da sich dort die von den Katakomben abgeschlossene, für jeden Besucher unzugängliche Herzogs- oder Fürstengruft befindet.

Ohne weiter auf Katakombenbeschreibung einzugehen, sei nur ein allen zukommendes Charakteristikum hervorgehoben. Sämmtliche Schilderer stiegen mit dem Bewusstsein in die Grüfte hinab, dass sie dort die grauenhaftesten Schreckbilder schauen werden. Ihre Phantasie war schon vorher in fieberhafter Erregung und wurde durch die schrecklichen Eindrücke, wofür nicht in letzter Linie die Führer durch ihre Erzählungen und geschickte Aufstellung mumificierter Cadaver sorgten, auf's Höchste gespannt. So ist es sehr begreiflich, dass dem Herrn Seis die 31 Stufen, welche vom Eingang nächst der Capistrankanzel in die Tiefe führen, als „endlose, fast ermüdende Treppenwanderung" erschienen, weil er wie jeder Andere es schier nicht erwarten konnte, an die Stätten des Grauens und Entsetzens zu gelangen.

Alle die hier erwähnten sowie die noch ab und zu in Tageszeitungen auftauchenden Berichte sind nichts anderes als Sensationsstücke ohne historischen Hintergrund. Es scheint die Bemerkung erwähnenswert, dass uns Schilderungen aus der vorjosephinischen Zeit, aus dem 18. Jahrhunderte, wo die Grufträume noch in Benützung waren, vollständig fehlen. Man wusste einfach über die Grüfte — der Name Katakomben war nicht gebräuchlich — nichts besonderes zu berichten. Sie stellten ja nichts außergewöhnliches dar, denn fast jede Kirche war für Begräbniszwecke unterkellert. Selbst der gewissenhafte Ogesser weiß uns in seiner streng urkundlichen „Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien" nur soviel mitzutheilen, dass bei St. Stephan 30 Gruftgewölbe seien, welche einen großen Belegraum bieten, „dass es gar nicht nöthig ist, wie einige fälschlich ausstreuen, die Leichen heimlicherweise in die Gottesäcker der Vorstädte zu überführen.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass irrige, lügenhafte Berichte nur schwer aus der Welt zu schaffen sind, auch durch exakte Forschungen nicht zum Schweigen gebracht werden können. Daher nahmen die Zeitungen und mit ihnen das große Publikum von den Forschungsresultaten des Bauübergehers Ingenieur-Assistenten Adolf Kasper im Jahre 1844 fast gar keine Notiz. Derselbe untersuchte in genanntem Jahr die St. Stephansgrüfte auf ihre Ausdehnung, und zwar in der Weise, dass die Crypten aufgebrochen, geräumt, in ihrer Ausdehnung gemessen und die Forschungen erst dann beendet wurden, wenn man nach dem Durchschlagen der letzten Mauer auf sogenanntem gewachsenen, d. i. von Menschenhand noch unberührten Boden stieß. Das ausführliche Protokoll dieser Untersuchung nebst einem von Adolf Kasper gezeichneten Situationsplan befindet sich im Besitz der Dombauhütte. Das Forschungsergebnis war, dass die vermeintlich 3 oder gar 5stöckigen Grüfte gewöhnliche Kellertiefe besitzen und nach der Bauart zu urtheilen nicht vor dem 16. Jahrhundert entstanden seien. Die Grüfte außerhalb des Domes gehören sogar, wie später gezeigt werden wird, der Mitte des 18. Jahrhundertes an.

Im Jahre 1870 veröffentlichte Albert Camesina Ritter v. Sanvittore seine ausgezeichnete Studie „Die Maria-Magdalena-Capelle am Stephansfreithof",[1]) woselbst mit theilweiser Benützung des vorerwähnten Protokolles die ersten sicheren Daten über den Ursprung der Stephansgrüfte niedergelegt sind. Diese Ausführungen sollen uns im Folgenden als Leitstern

---

[1]) Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, IX. Bd.

dienen und durch neuere und eigene archivalische Forschungen soweit als möglich ergänzt werden.

Um die Entstehungsgeschichte der Stephansgrüfte, der fälschlich als Katakomben bezeichneten Gewölbe zu erläutern, müssen wir etwas weiter zurückgreifen.

Wie bei allen Pfarrkirchen, finden wir auch um die Wiener Hauptkirche seit ältester Zeit eine Begräbnisanlage, welche als Stephansfreithof bekannt ist und bis 1732 in Verwendung stand.

Dieser Freithof war in folgende acht Felder eingetheilt:

1. Der Fürstenbühel zwischen dem unausgebauten Thurm und dem nördlichen Langhaus-Eingang des Domes.

2. Der Palmbühel vom unausgebauten Thurm bis zum Chorschluss im Presbyterium zurückreichend.

3. Der Studentenbühel, jenes Dreieck zwischen dem heutigen Domherrn- und Zwettlhofe.

4. Ein nicht benanntes Feld beim Deutschen Hause.

5. Ein nicht benanntes Feld beim großen Thurme gegen den rechten Seitenschiff-Schluss zurück.

6. Ein nicht benanntes Feld beim großen Thurme gegen den südlichen Langhaus-Eingang vorwärts.

7. Ein nicht benanntes Feld dem Churhause entlang in der Richtung gegen den Stock-im-Eisen-Platz verlaufend, jedoch die Verlängerungslinie der Domfront nicht überschreitend.

8. Ein kleines ringsum freies Feld, der Römerbühel gegenüber der heutigen Churhausgasse.

Inmitten des großen Feldes Nr. 7 stand die am 12. September 1781 bis auf den Grund abgebrannte und später nicht mehr aufgebaute Maria-Magdalena-Capelle, deren unterirdisches Geschoss als Beinhaus (Karner) diente. Dieser Karner erscheint urkundlich nach Ogesser bereits 1331 unter der Bezeichnung „neuer Karner". Den 1308 zum ersten Mal erwähnten, 1339 noch in Gebrauch stehenden, dem heil. Virgilius geweihten „alten Karner" verlegt Camesina auf Grund eingehender Studien an die Westseite des großen Thurmes, ungefähr dorthin, wo sich jetzt die untere Sakristei befindet. Wie in heutiger Zeit war auch damals dem todten Körper im Grabe keine ewige Ruhe vergönnt, sondern das Grab wurde nach einer Reihe von Jahren geöffnet und das darin befindliche Gebein in den Karner geschafft. So kam es, dass der Stephansfreithof Jahrhunderte lang belegbar war, die Knochenbestände aber allmählich ins Unermessliche anwuchsen.

Aus einer Urkunde vom 26. April 1486 erfahren wir die Errichtung eines neuen Karners im Deutschen Hause beim Felde Nr. 4. An diesem Tage übergab der deutsche Ordenscomthur Balthasar Berghauser jenen alten Keller im Deutschen Hause, der sich unter der Siechenstube und dem dazu gehörigen Vorkämmerlein und unter dem gegen den Hof führenden Gang hinzieht ins Eigenthum der Stadt Wien, damit daselbst auf Kosten der Kirchenverwaltung ein Karner für die Todtenbeine errichtet werden könne.[2]) Diese „neue Grufft der Todtenpain" finden wir auf dem Stadtplane des Bonifaz Wolmuet vom Jahre 1547 verzeichnet. Laut dem früher genannten Protokoll gelangte man durch eine der Reliquienkammer gegenüber liegende Thüre des Deutschen Hauses in einen engen Gang, sodann in einen Lichthof, von wo aus 29 Stufen in den ehemaligen Keller und nunmehrigen Karner führten. „Dieser Keller — heißt es im Protokolle — ist bis zum Gewölbschlusse zwei Klafter und einen Schuh hoch und hat an seiner Rückseite in die Mauer vertiefte und ganz niedrig gewölbte Öffnungen." Nach Ogesser diente dieser, ähnlich wie der Karner der Maria-Magdalena-Capelle als Todtencapelle[3]) hergerichtete Raum einst zur Begräbnisstätte der Seelsorger von St. Stephan. Die erwähnten, zur Aufnahme von Särgen geeigneten Öffnungen waren zur Zeit der Untersuchung leer und wiesen keinerlei Spur von einstiger Benützung auf, daher die Annahme gestattet ist, dass die Räumung bereits 1746 gelegentlich der Restaurierung erfolgte.

Von hier aus gelangte man über 19 Stufen in einen noch jetzt zugänglichen, vier Klafter unter dem Straßenniveau liegenden sehr geräumigen Keller. Derselbe verlauft parallel mit den Fronten des Deutschen Hauses und Domherrnhofes, reicht ungefähr bis zur Mitte der hinteren Sakristeiwand und wurde nur als Verbindungsweg benützt. Die Bauzeit ist nicht nachweisbar; in der Schenkungsurkunde von 1486 wird er nicht erwähnt, dürfte daher erst von der Kirchenverwaltung angelegt worden sein. Camesina bemerkt, p. 251, ohne jedoch Belege anzugeben, es seien unter dem Stephansfreithof liegende Keller in die Katakomben einbezogen worden, was höchstens bei diesem Raum zutreffen könnte.

Wenngleich das Jahr 1486 gewissermaßen als Geburtsjahr der Katakomben gelten mag, wäre es doch unzulässig, anzunehmen, dass in

---

[2]) Ebd. Reg. Nr. 107.

[3]) Eine Klafter ist gleich 1·8965 m, ein Schuh 0·316 m. Ebd. Reg. Nr. 108 ff. (Messstiftungen für die Todtencapelle aus den Jahren 1494, 1501 f.) Über die alle Donnerstage vor 1565 gestiftete und daselbst abgehaltene Andacht vergl. Ogesser a. a. O. p. 275 und 324.

dieser Zeit oder bald nachher der Bau des ganzen Labyrintes begann, da uns hierüber jegliche Anhaltspunkte mangeln.

Vom erwähnten Keller aus gelangen wir an dessen Ende durch einen 7 Schuh hohen, schmalen Gang über 5 Stufen abwärts in eine Halle unter die sogenannte obere Sakristei und von da aus unter dem Frauenaltar in das linke Seitenschiff. Beim Durchschreiten des Raumes unter der Sakristei bemerken wir rechts und links je eine Crypta, welche zur Aufnahme der beizusetzenden Särge dienten und zur Zeit der Untersuchung noch vermauert waren. Warum man den weit kürzeren und billigeren Weg unter der Reliquienkammer in das rechte Seitenschiff verschmähte, ist nicht recht einzusehen, es wäre denn, dass der große Kellerraum außerhalb der Kirche schon bestand, ehe man den Bau der Kirchengrüfte ins Auge fasste. Wer den Situationsplan von heute besichtigt, könnte einwenden, dass es nicht rathsam gewesen wäre, unter dem massigen Kaiser Friedrich Grabe ein Gewölbe zu bauen. Diese Tumba wurde jedoch erst 1732 unter Kaiser Karl VI. in der Mitte aufgestellt und befand sich früher, d. i. seit 1513, auf der linken Seite dieses Chores! Die Halle unter der Sakristei mit dem 2½ Schuh starken Pfeiler entspricht in ihrer Ausdehnung genau dem Oberbau, kann daher erst aus dem Jahre 1718, der Zeit der Herstellung der jetzigen oberen Sakristei stammen. Früher bestand wohl nur ein Verbindungsgang. Auffällig erscheint die gewundene Form des Ganges unter dem Frauenaltar bis in die große Halle unter dem Querschiffe, was damit erklärt werden könnte, dass man beim Versuche in gerader Linie vorzuarbeiten auf Mauerreste oder die Sohle von Grüften stieß und diese Hindernisse zu umgehen trachtete.[4])

Ein Blick auf den Kasper'schen Plan zeigt uns im Presbyterium drei große parallel verlaufende Gewölbe, welche mit der großen 12½ Schuh hohen Querschiffhalle in Verbindung stehen. Letztere ist von der Kirche aus durch zwei Stiegen, je eine unter dem großen und unausgebauten Thurm zugänglich. Sie besitzt in der Mitte einen Ausläufer unter das Mittelschiff des Langhauses, welcher Theil nach Camesina vielleicht die Crypta des alten romanischen Baues darstellt. Dies ist der einzige Punkt, an welchem die Grüfte das Querschiff des Domes überschreiten.

---

[4]) Im Frauenchore befinden sich die Grüfte von mehreren Bischöfen als Melchior Klesel 1630, Friedrich Philipp Graf von Breuner 1669, Wilderich Freiherr von Wallendorf 1680, Ernst Graf von Trautsohn 1702, Franz Ferdinand Freiherr von Rumel 1716, Sigmund Graf von Kollonitsch 1751 und Johann Josef Graf von Trautsohn 1757. Die Grüfte der späteren Zeit kommen für unsere Abhandlung nicht mehr in Betracht.

Bei der Untersuchung der unterirdischen Räume durch Adolf Kasper wurden auch alle an den vermauerten Crypten sichtbaren Jahreszahlen notiert. Abgesehen von den zwei freistehenden Metallsärgen des Grafen Johann Andreas Joanelli, gest. 1673 und des Wiener Bischofes Emerich Sinelli, gest. 1685,[5]) bemerkte man nur Jahreszahlen aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhundertes. Hiefür besitzen wir eine ganz zwanglose Erklärung. Wie die Gräber, wurden auch die vermauerten Crypten unter St. Stephan nach einer Reihe von Jahren aufgebrochen und geräumt. Die breiten Verbindungsgänge boten ja Platz genug zur Aufschichtung der alten Särge. So dienten die St. Stephansgrüfte einem doppelten Zwecke, als Begräbnisort und Karner. Alle diejenigen, welche die Grüfte noch im Zustande nach der Auflassung, d. i. 1784, besuchten, konnten eigentlich nur die Beschreibung eines in seiner Art allerdings großartigen Karners liefern, da ja die Grabstätten selbst vermauert waren. Die Besucher, welche in dieser Aufspeicherung zahlloser dislocierter Särge die Methode zu erblicken wähnten, nach welcher man bei St. Stephan Leichen beisetzte, hatten ja sicherlich volle Berechtigung diese Sitte grausig zu nennen.

Aber auch dieser Ort bot den sterblichen Resten keine dauernde Stätte. Durch das Vermorschen des Holzes geriethen die Stöße von Särgen ins Wanken und ließen dem Besucher Bilder schauen, welche für das menschliche Auge allerdings nicht berechnet waren. Nicht wissenschaftliches Interesse, sondern gemeine Neugierde trieb die Menschen zum Besuche der Katakomben. Das wussten die Führer sehr gut und sorgten daher für Sensationsstücke, indem sie mumificierte Cadaver an geeigneten Punkten aufstellten, ihnen Namen historischer Persönlichkeiten willkürlich beilegten oder dem Beschauer, auf dessen niedrige Instincte speculierend, offene Särge mit nackten weiblichen Leichen vorwiesen, wie dies Adalbert Stifter beschreibt.

Bisher war nur von den Grüften unter dem Presbyterium den sog. „Kirchen-Krufften" die Rede, deren Anfänge, wie schon erwähnt, nur insoferne bestimmbar sind, als wir das 16. Jahrhundert als äußerste Grenze nach unten annehmen können.

[5]) Ein Kapuzinerpriester, wegen seines Eifers im Predigtamte von den Zeitgenossen „der beredsame Emerich" genannt. Warum gerade Sinellius nicht im Frauenchore, sondern in der allgemeinen Gruft beigesetzt wurde, ist räthselhaft. Über sein Vermögen hinterließ er keine Anordnungen, „einem wahren Sohne des hl. Franziskus stehe es nicht zu, über zeitliche Güter zu disponieren". Es wäre also nicht ausgeschlossen, dass dieser demüthige Bischof die Beisetzung seiner Leiche in der allgemeinen Gruft ausdrücklich anordnete.

Am Giebel des kleinen Hallenbaues neben der Capistrankanzel liest man die Inschrift: Crucifix—Capell zu den neuen Grufften 1752. Dies veranlasste den übrigens leicht begreiflichen Irrthum den Bau der neuen zwischen Domherrn- und Zwettlhof gelegenen Grüfte in das Jahr 1752 zu verlegen.

In Folge der Errichtung des neuen Stephansfreithofes an der Alserstraße und der Sperrung des alten um die Domkirche im Jahre 1732 wurden die Einkünfte der Hauptkirche sehr reducirt, daher Bürgermeister und Rath an die Erweiterung der Grüfte dachten und hiezu von der n.-ö. Regierung am 23. Mai 1744 den Consens erhielten, jedoch unter der Bedingung, für eine geeignete Lüftung durch Ziehen von Dampflöchern Sorge zu tragen und vorher noch einen Bauplan vorzulegen. Diese neuen Grüfte liegen etwas tiefer als die alten, und entsprechen annähernd der Area des ehemaligen Studentenbühels. Sie reichen nach hinten bis etwa zum Eingang der Schulerstraße und werden nach vorne durch eine senkrechte Linie begrenzt, welche man sich vom Eingang der Todtengräberwohnung gegen den Zwettlhof gefällt denkt.

Die 1752 erbaute „Crucifix-Capell" am Palmbühel bildet den Abschluss des 1746 vollendeten Werkes, welches an zwei Stellen mit den alten Grüften verbunden ist.

Der Bau der neuen Gruft und Crucifix-Capelle hat eine nicht uninteressante Vorgeschichte. Wie erwähnt, sanken die Einnahmen der Kirche seit der Cassierung des Freithofes auf Grund einer Hofresolution von 1732 in rapider Weise. Während bisher der ziemlich bedeutende Wachsbedarf der Domkirche aus den bei Begräbnissen gespendeten Windlichtern gedeckt wurde und man sogar aus dem jährlichen Überschuss eine Einnahme von 40—50 und mehr Gulden erzielte, musste jetzt alles Wachs gekauft werden. Um nur die laufenden Ausgaben zu decken, war man gezwungen, das Kirchencapital anzugreifen, so dass laut Ausweis der städtischen Buchhalterei das Deficit im Jahre 1743 die Höhe von 5000 fl. erreichte. Vergebens bat der Kirchenmeister Johann Anton Geisenhofer um Abhilfe. Sein Nachfolger Claudius Jenamy erklärte am 7. März 1743 dem Stadtrathe „wenn über kurz oder lang eine Hauptreparation vorzunehmen nöthig wäre oder durch Feuer, Wind oder Donnerstrahl etwas zu Grunde gehen würde" müsse man das Kirchencapital in Anspruch nehmen. In gleicher Weise wurden der Chormeister Franz Anton Zeißler und die Musiker beim Stadtrath vorstellig. Die Idee, die Grüfte zu erweitern, wie es kurz vorher den Franziskanern gestattet worden war, gieng von Jenamy aus, es seien ja schon —

schreibt er — „würklich drei Ausgäng unter den Kirchenfundamenten zu weiterer Hinausgrabung vorhanden.“

Durch die Nothlage bedrängt wandten sich am 19. Juli 1743 Bürgermeister und Rath an die n.-ö. Regierung mit folgendem Projecte: Da die Wiederbewilligung des Freithofes aussichtslos erschiene, schlage man die Anlage eines unterirdischen Gottesackers vor. Man soll 4 Klafter unter der Erde, im Gesammtumfange von 63 Klaftern Gänge mit 15 Schuh Breite und 11 Schuh Höhe erbauen und dort die Leichen beerdigen. Rechnungsmäßig wäre die Bestattung von 1000 Personen möglich. Angenommen, es kämen jährlich 50 Leichen hinab und würden nach vollständiger Verfaulung in dem „aus purem Laimb und Sand“ bestehenden Boden nach 10 Jahren wieder ausgegraben, so gäbe dies nach einem Decennium eine Belagziffer von 500, daher ein Raummangel ausgeschlossen sei. Weil die Leichen eingegraben und nicht wie in den Kirchengrüften beigesetzt würden, wären die schädlichen „vapores“ geringer und genüge ein einziger 4 Klafter hoher „Rauchfang“, zumal selbst bei späterer Planierung der oberen Gräber noch immer eine 12 Schuh hohe Erdschichte zwischen Gewölbschluss und Straßenniveau sich befinde. Man könnte ferner auch für einzelne Familien Grüfte ausmauern. Den Kostenüberschlag der ganzen Anlage bezifferte der gem. Stadtbau- und Maurermeister Daniel Chr. Dietrich mit 5918 fl.

Der nun folgende Passus des Schriftstückes wirft ein eigenthümliches Licht auf die Popularität der Katakomben. Es heißt dort: Um die Anlage von der Kirchengruft zu separiren und „dem Publico allen widrigen Argwohn einer heimblichen Comunication zu nehmen,“ sei eine Capelle (die Crucifix-Capelle) zu erbauen, „damit jeder hinabsteigen und seine Disposition treffen könne.“ So originell und wohl durchdacht die Idee eines unterirdischen Friedhofes auch erscheinen mag, war sie doch nichts anderes als eine schlaue Umgehung des kaiserlichen Verbotes und hatte schon deshalb keine Aussicht auf Genehmigung. Wie früher erwähnt, ertheilte die Regierung die Erlaubnis für eine Erweiterung der Grüfte, jedoch wohl mit Beibehaltung des bisherigen Beisetzungsmodus, da wir hier eben solche Crypten wie unter der Kirche finden, dagegen von Erdgräbern keine Spur.[6])

[6]) Auch bei dieser Arbeit bin ich dem Herrn Ober-Archivar der Stadt Wien Dr. Karl Uhlirz, welcher mir in liebenswürdiger Weise Einsicht in die noch vorhandenen Acten gestattete, zu großem Danke verpflichtet.

Die folgenden Signaturen weisen, wenn nicht anders angegeben, stets auf das städtische Actenmateriale hin: Alte Registratur (Wien) ad $\frac{147}{1743.}$ Jenamy erwähnt in

Unter den neuen Grüften gegenüber dem Zwettlhof befindet sich ein jetzt nicht mehr zugängliches Gewölbe, dessen Längsaxe senkrecht zur Häuserfront steht und die gleiche Axe der oberen Gruft unter einem gegen das fürsterzbischöfliche Palais offenen Winkel von 75° schneidet.

Die Legende bezeichnet diesen Raum als die schaurige Pestgrube. Früher war er durch eine Öffnung mit der Gruft verbunden, so dass die Besucher bei fahlem Fackelschein die Unmasse der unten befindlichen wirr durcheinander liegenden Gebeine und Sargreste sehen konnten. Heute muss sich der Führer damit begnügen, mit der Fackel auf die vermauerte Stelle zu stoßen und in feierlichem Tone zu sagen: „Meine Herrschaften hier unten ist — die Pestgrube!" — Stumme Stimmung! Jeder fühlt, dass er am Höhepunkt des Gruselns angelangt sei, nur Herr Seis drückte angesichts der offenen „Pestgrube" den vorwitzigen Wunsch aus: „Wenn diese Leichen reden könnten!" Die letzten Pestepidemien herrschten in Wien 1679 und 1713, also zu einer Zeit, wo die neuen Grüfte noch gar nicht existirten. Das ist allerdings recht fatal für Berman und Consorten, fatal für alle Besucher, welche beim Anblick dieser famosen Pestgrube, des lucus a non lucendo schier die Pest ihr eigen Gebein durchrieseln fühlten. Kein Beschreiber der Katakomben kümmerte sich um die an der Crucifix-Capelle deutlich lesbare Jahreszahl 1752 oder gab sich darüber Rechenschaft, wie so man eine Pestgrube auszumauern Zeit hatte oder von wo aus die Leichen hineinbefördert wurden.

Im historischen Museum der Stadt Wien befindet sich eine Abbildung der Pestgrube beim Lazareth im Jahre 1679, deren Ausführung jedem unserer phantasievollen Moritthaten-Zeichner für Tages- und Wochenblätter zur Ehre gereichen würde. Man sieht auf dem Bilde eine dem Schlitze einer Sparbüchse täuschend ähnliche Öffnung, durch welche die Pestleichen kopfüber in die Grube geworfen wurden. Vielleicht hat Seis das Bild gesehen, da er die Beschickung der Grube von St. Stephan so genau beschreibt: „Die Manipulation war damals ziemlich einfach. Durch eine kellerlochähnliche Öffnung wurden die Verstorbenen hinuntergeworfen, dann machten sich die Pestknechte darüber her, dieselben mit langen eisernen Hacken und Stangen etwas zu ordnen und schütteten Kalkwasser in das große Grab, damit die Verwesung in demselben leichter befördert werde."

---

seiner Eingabe „dem üblen Geschmach" in der Kirche zur Sommerzeit, welcher jedoch durch Ziehen von Dampflöchern behoben worden sei. Im Schriftstücke vom 19. Juli 1743 heißt es, dass man in der neuanzulegenden Gruft nur „Tagleichen" veranstalten wolle. Aus dem Zusammenhang geht hervor, dass darunter Begräbnisse für den „mittleren" Bürgerstand zu verstehen seien, zum Unterschied von den pompösen „Nachtleichen."

Obwohl es sehr unwahrscheinlich ist, dass die Fabel von der Pestgrube bei St. Stephan je verschwinden werde, wollen wir die Geschichte dieses Gewölbes nach den Acten des Wiener Stadtarchives kurz erzählen.

Besagte Pestgrube war bis zum Jahre 1768 ein zum Zwettlhof gehöriger Keller. In diesem Jahre machte sich das Bedürfnis geltend, die vielen Gebeine und vermorschten Särge an einen abgelegenen Ort zu schaffen, mit anderen Worten, man brauchte einen neuen Karner und hiezu schien dem städtischen Bahrleiher-Amtsverwalter Ignaz Gruber besagter Keller sehr geeignet, da er sich direct unter einem Theil der neuen Gruft erstreckte und ein Zugang von dort aus leicht hergestellt werden konnte. Canonicus Adam Dwertitsch gab am 19. Juli 1768 im Namen des Domcapitels die Erklärung ab, man werde den Keller abtreten, doch müsse ein anderer zu dem betreffenden Quartier im Zwettlhof erforderlicher Keller gebaut werden. Der bald darauf von einer Commission, bestehend aus den Ober- und Unter-Stadtkämmerern, dem Kirchenmeister, Canonicus Dwertitsch, Bahrleiher Gruber und den städtischen Werkleuten vorgenommene Augenschein ergab sammt Mauerdicke eine Länge von 5 Klaftern und 5 Schuh, davon 2 Klafter 2 Schuh „unter St. Stephan's Kirchengruften" liegen und sammt Mauerdicke eine mittlere Breite von 3 Klaftern $1\frac{1}{2}$ Schuh. Man beschloss den vom Zwettlhofe hinabführenden Stiegeneingang abzumauern, von der Gruft aus ein Loch in die Wölbung zu brechen, daselbst eine kleine Laufstiege zu machen und als Ersatz für den abgetretenen Keller im Zwettlhof einen Kellerraum zu vergrößern und mit einer neuen Stiege zu versehen. Der vom Stadt-Maurerpolier Gabriel Jeger eingereichte Kostenüberschlag betrug 320 fl. und wurde von dem zur Regulierung des Wienerischen Stadt-Wesens allergnädigst verordneten Wirtschaftsrath genehmigt. Die Adaptierung wurde im Sinne der Vorschläge durchgeführt, doch begnügte man sich, die Wölbung einfach durchzubrechen und auf diesem Wege den Keller mit Gebeinen und Sargtrümmern anzufüllen.[7])

---

[7]) Haupt-Archiv (Wien) $\frac{4}{1768}$. Daselbst befindet sich ein Schriftstück, dessen endgiltige Auslegung ich nicht vornehmen will:

Bey Läuffiger Überschlag.

Was zu der uralten, hochlöblichen Thombstüfft und Kürchen aller Heiligen bei St. Stephan zu Wienn wegen machung Einer ganz neuen Kruufften unter dem alldort herumb gehenden Freythof; Alß: Erstlich neben der Sacristei von der Kirchen, bis an das bürgerliche Schullhaus an, linker Hand der Kürchen aber bis an die fürst Bischöfliche Residenz, welche kruufften von 18, 19 bis 20 Schuh in Licht weith, von 12 bis 13 Schuh

Soviel über die Geschichte der vermeintlichen Pestgrube. Es dürfte aber doch der Mühe wert sein, nachzuforschen, wie diese Fabel entstanden sei. Man sollte die Anlegung einer Pestgrube im Centrum der Stadt inmitten der Wohnhäuser für ganz unmöglich halten und doch berichten Chronisten, dass während der Pest im Jahre 1381 bei St. Stephan allein 15.000 (!) Leichen bestattet wurden, während der Pest 1410 daselbst täglich 80 und mehr Begräbnisse waren und man zuletzt wegen Platzmangel die Klostergrüfte belegte. Der bekannte wegen seiner Leistungen

---

hoch, das gemeyer beiderseits wenigstens 3, das Gewölb aber $1^1/_2$ Schuh in der dickhen. Item sein wenigst vier Luftlöcher vonnöthen, auch ein aus der Kirchen hinabgehende Stiegen, ungefähr bis 5 Schuh in der weithen. Dan alle die darein befindliche Schit und Erden herauszuziehen und hinwegzuführen, was hiezu an Maur Materialien, Stain, Ziegel, Kalch sand, Grist und Bilz Holz, Kerzen und Leichter (Lichter?) sambt der Handarbeith und der erforderlichen werchzeug, was zu einer Claffter nach der Lenge in obeschrüben gewesen erfordert Alß:

Erstlichen 1 Clafter Maurstein, jede mit samt der Lüfferung	7 fl.	
Ingleichen 3000 züegel, jedes (1000) mit sambt der Fuhr, daher per 8 fl.	24 fl.	
Item $1^1/_2$ Muth Kalch, jeden per 4 fl.	6 fl.	
wie auch neun Fuhr Sand, a 45 kr.	6 fl.	45 kr.
Von Grüst und Bülz Laden und Nägel per 6 fl. . . .	6 fl.	
Vor Kerzen und Lichter per	1 fl.	15. kr.
dann wegen Hinwegführung der Schit und Erden . . .	34 fl.	
Letztlichen dan vor Pallier, Maurer und gemainen Tagwercher auch den hiezu erforderlichen werkhzeug und der beyhabenden Mühen und Sorgen	41 fl.	30 kr.
	126 fl.	30 kr.

Was aber ein Lufftfenster an Materialien und Handarbeit erfordert Alß Erstlichen 1000 ziegl mit sambt der Fuhr per	8 fl.	
Ingleichen $^1/_2$ Muth Kalch	2 fl.	
Item 3 Fuhr sand per 45 kr.	2 fl.	15 kr.
wegen hinwegführung der übrigen schit und Erden . . .	4 fl.	
Letzlichen dan vor Maurer und Tagwercher, auch Beschaffung des werchzeug	8 fl.	
	25 fl.	

Christian Alexander Ördtl
K. Hof und gem. Statt Maurermeister.

Das Schriftstück trägt die Archivssignatur des Jahres 1768, ist aber nicht datiert. Da die erzbischöfliche Würde den Wiener Bischöfen seit 1723 zukommt, haben wir eine genaue Grenzbestimmung nach unten. Dem dem Fascikel beiliegenden Plane nach zu urtheilen, sollte der Querschiffraum rechts und links bis an die betreffenden Gebäude erweitert werden.

in den Jahren 1679 und 1683 hochverdiente Arzt Paul de Sorbait[8]) zählt unter den Pestgruben vom Jahre 1679 auch eine am Stephansfreithof mit 353 Opfern auf und diese lebte, als sie schon längst verschwunden war in der Tradition fort und wurde in ganz sinnloser Weise später in den Katakomben gesucht. Gebeine aus Pestgruben zeigen ganz charakteristische durch die Verätzung der Weichtheile mit ungelöschtem Kalk entstandene schwärzliche Flecken. Derartige Knochen sollen sich glaubwürdiger Mittheilung zu Folge auch in diesem Gewölbe finden. Eine Erklärung hiefür ist nicht schwer. Bei der Planierung des Stephansfreithofes im Jahre 1784 wurde ein großer Theil der Gebeine, wohl auch aus der Pestgrube vom Jahre 1679 in das erwähnte Gewölbe geschafft und so mag denn der Besucher immerhin glauben, dass dort auch die Überreste von Pestopfern ruhen. Aber nicht jeder die Kalkeinwirkung aufweisende Knochen stammt von Pestleichen, denn laut einem Actenstück vom 28. April 1732 wurde befohlen, bis zur Fertigstellung des neuen Gottesackers an der Alserstraße, die Leichen am Stephansfreithofe zwar noch beizusetzen, aber — mit Kalk zu bestreuen.[9])

Die verschiedenen Sargeinlässe von der Kirche aus waren schon zu Ogesser's Zeiten, 1776, aus sanitären Gründen sorgfältig verkittet und außer Gebrauch und dienten eigene Sargrutschen außerhalb der Kirche und die durch Fallthüren verwahrte Stiege in der Crucifix-Capelle als ausschließliche Zugänge.

Mit Hofdecret vom 11. December 1783 wurden die Begräbnisse in Kirchen und Grüften Niederösterreichs, mit Hofdecret vom 23. August des folgenden Jahres, die Begräbnisse innerhalb einer Ortschaft überhaupt endgiltig verboten. Mit der damals verfügten Sperrung der Katakomben bei St. Stephan beginnt das bis heute fortgesponnene Lügengewebe über die angeblich uralten, ungeheuer ausgedehnten Stätten des Todes.

Durch die Schließung der Kirchengrüfte wurden die drei Wiener Hauptpfarren St. Stephan, St. Michael und Schotten in ihren Einnahmen empfindlich geschädigt und baten daher am 8. April 1791 um Zurücknahme des kaiserlichen Verbotes. Sie beriefen sich vergeblich auf ein Gutachten des Baron Gerhard van Swieten, laut welchem die Grüfte von sanitärem Standpunkte ganz unschädlich seien, wenn die Fenster vermauert

---

[8]) Consilium medicum de peste Viennensi anni 1679 p. 151 f.

[9]) Stadt-Archiv (Wien) $\frac{21}{1732}$.

und die Ausdunstlöcher in die Mauer hinaufgezogen werden, was ja bereits vor vielen Jahren geschah.[10])

Dies führt uns zur Untersuchung der Frage, ob und inwiefern das Altwiener Begräbniswesen eine gesundheitliche Gefahr in sich barg.

Dieser Frage näher tretend, unterscheiden wir zunächst drei Arten von Grüften. Die Särge wurden in einem Kellerraum reihenweise aufgestellt oder in einzelne nach der Beisetzung zu vermauernde Nischen oder Laden (Loculi) untergebracht oder man verwendete größere Crypten und vermauerte diese erst nach völliger Raumausnützung. Als concrete Beispiele dienen uns die Grüfte bei den Schotten, der Klosterkirche St. Ursula und St. Stephan.

Die Schottengruft stellt eine dem Umfang der Kirche entsprechende dreischiffige, gewölbte durch die Kellerfenster schwach beleuchtete Halle dar, in welcher sich Sarg an Sarg reiht. Wir bemerken hier sowohl massive, bunt bemalte, hölzerne Doppelsärge, wie auch äußerst kunstvoll ausgestattete Metall-Sarkophage, welche wieder einen hölzernen Doppelsarg umschließen. Der Zahn der Zeit, noch mehr aber die unzähmbare Neugierde früherer Besucher, welche selbst vor dem gewaltsamen Aufbrechen der Särge nicht zurückschreckte, gestattete einen Blick auf die nunmehr vollständig eingetrockneten, mumienartigen Körper.

Der unter der Kirche zu St. Ursula befindliche weitläufige Kellerraum ist durch den Einbau von über einander liegenden viereckigen Sargnischen in seinem Umfange wesentlich eingeschränkt. Beim Eintritt in die Gruft bemerkt man an der Wand eine Anzahl messingener Grabtäfelchen und bei näherem Zusehen die Umrisse der mit Ziegeln vermauerten Öffnungen. Diese typische Form des altrömischen Columbariums wird noch heute für zulässig erklärt und in Gegenden geübt, wo ein Erdgrab wegen zu hohem Grundwasserstand nicht möglich ist, wie auf der Insel Lissa oder der Friedhof auf felsigem Boden sich befindet, wie in Amalfi, wo über jedem Sarg gleichsam ein Ziegelsarkophag, außen oft mit Marmor verkleidet, errichtet wird.

Die St. Stephansgrüfte stellen ein Mittelding zwischen der ersten und zweiten Art dar, denn die wenigen Mauernischen in der ehemaligen Todtencapelle unter dem Deutschen Haus und die 7 Nischen in der Halle unter dem Querschiff können wohl außer Betracht kommen. Sie zeigen zum Theile die Vorzüge eines Columbarium, weit mehr aber die Nachtheile der Reihenbeisetzung in den großen Grüften, da ja doch eine

---

[10]) Archiv des Schottenstiftes Ser. 78, 11 h.

geraume Zeit verstrich, bis die mit aufgeschichteten Särgen besetzte Crypta bis zur Höhe des Plafondes abgemauert werden konnte. Allerdings darf man ein Moment nicht außer Acht lassen, nämlich, dass es in gut ventilierten Grüften nicht so sehr zur Fäulnis und Verwesung als vielmehr zur Eintrocknung (Mumification) kommt. Unter dem protestantischen Dom in Bremen befindet sich ein kleiner Keller, in welchem eine Anzahl offener Särge mit lederartig vertrockneten Körpern gezeigt wird. Der Küster erzählte mir, man habe seinerzeit beim Bau die Leiche eines verunglückten Arbeiters hier untergebracht und später darauf vergessen, bis ein Zufall die nunmehr vollständig mumificierte Leiche finden ließ. Um zu beweisen, dass der Keller noch heute diese wunderbare Eigenschaft besitze, hängt an den Fenstern verschiedentliches eingedorrtes Geflügel. Das ist eben Küster- resp. Bädekerweisheit. Diese Eigenschaft kommt allen trockenen gut ventilierten Kellern zu und erklärt sich daraus, dass der durchstreichende Luftstrom begierig Wasserdampf aufnimmt. Das wussten unsere Vorfahren recht gut und waren daher bestrebt, die Ventilation durch Anlage möglichst hochgehender Luftschläuche zu befördern. Heute, wo der Grundwasserstand infolge der nicht mehr ausgeschöpften Hausbrunnen gestiegen ist, sind die Verhältnisse ungünstiger. Die Luftfeuchtigkeit macht sich derart geltend, dass das einigemale zu photographischen Blitzaufnahmen verwendete Argentorat nicht mehr zündete, wenn es einige Minuten der Luft ausgesetzt blieb.

Wir dürfen aber keineswegs glauben, dass die hier zunächst in Betracht kommenden Grüfte von St. Stephan infolge ihrer Trockenheit gar so harmlos oder geruchlos waren. Man nahm dies eben als ein scheinbar unvermeidliches Übel hin und suchte in späterer Zeit — wie Ogesser erzählt — durch sorgfältiges Verkitten der Sargeinlässe Abhilfe zu schaffen.

Der Stephansfreithof sammt der Domkirche war ein ungeheures Massengrab. Nicht bloß um die Kirche herum, nicht bloß unter derselben, sondern auch in der Kirche selbst wurden wenigstens im XV. Jahrhunderte Gräber bereitet[11]) und noch in späterer Zeit Grüfte ausgemauert. So wurde um die Mitte des XVII. Jahrhunderts in der Kirche eine Familiengruft gebaut und bei dieser Gelegenheit die seit 1576 vergessene Herzogsgruft entdeckt.[12]) Behördlicherseits war man sich der gesundheitlichen Gefahr wohl bewusst, doch scheiterte die Auflassung des vornehmsten Freithofes

---

[11]) Am 12. Februar 1473 wurde der Wiener Arzt Michael Puff aus Schrick gegenüber der Kanzel bei der Evangelienseite des St. Veitaltares beerdigt. Vergl. m. gleichnamige Monographie (Wr. klin. Rundschau 1898).

[12]) In die Herzogsgruft wurde mir im Juni 1901 auf Ansuchen beim k. k. Obersthofmeisteramte der Zutritt ausnahmsweise gestattet.

an dem Widerstande der Bevölkerung. So verbot König Ferdinand I. am 23. Jänner 1530 die Benützung des Stephansfreithofes, „weil dies nicht nur an sich gesundheitsschädlich sei, sondern auch zur Zeit einer Epidemie die Bevölkerung beängstige“.[13]) Aus dem Acte geht auch hervor, dass dieser Friedhof bereits vor 1529 gesperrt war und nur in Folge der Verwüstung des Colomansfreithofes vor dem Kärnthnerthor, sowie während der Belagerung nothgedrungen wieder benutzt wurde. Kirchengrüfte und Stadtfriedhöfe sollten laut Verbot vom Jahre 1551 und 1679 während einer Epidemie geschlossen bleiben, wurden aber wiederholt nicht nur heimlich, sondern ganz offen belegt.[14]) Die sogenannten Kalkgruben bei den Spitälern der Barmherzigen Brüder und den Elisabethinerinnen bestanden bis 1784. In den Jahren 1679 und 1713 existierten Pestgruben nächst dem Lazareth und zwar lag 1713 die eine Pestgrube nur $17\frac{1}{2}$ Klafter vom Lazareth entfernt. Diese Massengräber hatten eine durchschnittliche Tiefe von $1\frac{1}{6}$—2 Klafter und verbreiteten trotz Kalküberschüttung nach Sorbait bei Regenwetter „einen widrigen durchdringenden Geruch“. Dass man die Grüfte als Infectionsherde im Verdacht hatte, beweist die Vermauerung der Fenster im Pestjahre 1713.[15]) Eine arge Unzukömmlichkeit war die alljährlich während der Allerseelenoctav übliche Abhaltung des Gottesdienstes in den Grüften. Trotz allgemeinem Verbot im Jahre 1713 und mit besonderem Hinweis auf das Kloster St. Lorenz musste die n.-ö. Regierung noch 1762 denselben Klosterfrauen im Wege des fürsterzbischöflichen Consistoriums „diese Unanständigkeiten“ verbieten, da es eine irrige Meinung sei, „dass Messen in der Gruft denen Seelen ausgiebiger wären“. Abgesehen von der Luftverpestung, welche vornehme Personen von dieser Kirche fernhielt, ereignete es sich wiederholt, dass Besucher auf der schlecht beleuchteten Stiege ausglitten und hinabstürzten.[16]) Auch die Stephansgrüfte dürften wenigstens bis 1713 zur Allerseelenoctav dem Volke zugänglich gewesen sein. Ein Altar, ähnlich wie er bei Sanct Ursula noch zu sehen ist, befand sich nicht unten, es müsste demnach die Feier des Messopfers in der sogenannten Todtencapelle abgehalten worden sein. Vielleicht war nur die mit Stuckrosetten gezierte, auch von der Kirche durch zwei Stiegen zugängliche und von Särgen stets frei gehaltene Quer-

[13]) Quell. z. Gesch. d. Stadt Wien, I. Abthlg., 2. Bd., Reg. Nr. 1373.

[14]) Vergl. m. Arbeit „Das n.-ö. Sanitätswesen und die Pest im XVI. und XVII. Jahrhundert“ (Blätter d. Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich 1899) a. m. O.

[15]) Pestbeschreibung und Infectionsordnung Wien 1727. a. m. O.

[16]) Kopallik Jos. Regesten z. Geschichte der Erzdiöcese Wien, I. Klöster z. heil. Laurenz, Reg. Nr. 362.

schiffhalle geöffnet. Die dort noch jetzt am Plafond sichtbaren Hacken lassen wohl an eine Beleuchtung des düsteren Raumes mittels Luster denken. Vielleicht — wir sind hier nur auf Vermuthungen und Analogieschlüsse angewiesen — suchte man kurz vor dem allgemeinen Besuch die Luft durch die damals so beliebten Räucherungen besonders mit Wachholder einigermaßen zu reinigen.

Was die Friedhöfe betrifft, verlautet nirgends, wie tief die Gräber sein müssen. Die Todtengräberinstructionen ermahnen nur, die Gräber „genügend tief" zu machen und nicht frühzeitig zu öffnen. Solche vage Vorschriften an ungebildete Leute hinauszugeben, erscheint zweifelsohne als grober Fehler, daher auch die häufigen Klagen über zu seichte Gräber, zu frühes Öffnen derselben und daraus resultierendem „üblen Geschmack" wohl verständlich sind.[17])

Aus all' dem Gesagten geht deutlich hervor, dass man Friedhöfe und Grüfte als luftverderbende, ja sogar Infection erregende und verbreitende Stätten ansah. Neuere Forschungen lehren uns die Verbreitung der Infectionskrankheiten durch pflanzliche Mikroorganismen, Bacterien. In alter Zeit sprach man von Gift schlechtweg, von Zunder, Pestfunken 2c. Die Infectionskrankheiten schlechtweg entstehen nach Ansicht der Alten auf übernatürliche oder natürliche Weise. Der Gedanke, den göttlichen Zorn als Ursache einer Epidemie aufzufassen, ist uralt; er findet sich in der Bibel ebenso ausgeprägt, wie in der Ilias und zieht wie ein rother Faden durch sämmtliche Pestordnungen bis 1713. Dabei ließ man jedoch die naheliegenden natürlichen Ursachen nicht aus dem Auge und traf zur Zeit einer Gefahr ganz praktische und zweckmäßige Anordnungen, welche aber

---

[17]) Hiezu einige Stichproben: Quell. z. Gesch. d. Stadt Wien, I. Abthlg., 1 Bd., Reg. Nr. 1166. 15. Mai 1576. Der Klosterrath befiehlt den Minoriten in den Kreuzgang nicht so viel Todte zu begraben, wie bisher, damit sie nicht gezwungen seien, die halbverwesten Leichen auszugraben und die Gebeine „auf das mäurl zu ungesundten geschmach der durchgeenden" zu legen. — Camesina a. a. O., Reg. Nr. 139: Die n.-ö. Regierung denen von Wien. 19 Mai 1688 „demnach vorkommen, daß die gräber auf den St. Stephans Freidhoff gahr Seucht und nicht Tieff genueg gegraben werden, wodurch ein übler geschmach verursacht würdet und folgendts auch Kranckheiten zu besorgen sein möchten. Als ist Regierung befelch hiemit, daß Sye gehoriger orthen die Verfuegung thuen, damit die graber tieff genueg gegraben und dardurch alles vnhayl vermittelt werde. — Stadt-Archiv $\frac{94}{1709}$ 4. Juli 1709: Die Untersuchung und Abstellung des Mißbrauches in den Gottesackern und besonders auf der Wieden, daß bei Begräbnissen die Gruben nicht tief genug gemacht, auch selbe vor der Verwesung wieder eröffnet und andere Leichen hineingelegt werden, wodurch leicht Krankheiten entstehen können, wird anbefohlen.

leider den großen Nachtheil hatten, dass sie zumeist — auf dem Papier blieben. Der Hinweis auf den Zorn Gottes ist selbst von rein hygienischem Standpunkte nicht zu unterschätzen, da dadurch einer Reihe von Lastern, wie der Unmäßigkeit, Trunksucht und Unzucht Einhalt geboten wurde. Wie tief wurzelnd jedoch in vergangenen Jahrhunderten der Aberglaube selbst unter sonst ganz tüchtigen Ärzten war, lehrt eine Bemerkung des Wiener Arztes Johann Wilhelm Managetta, 1665, „dass von etlichen verzweifelten Hexen und Zauberinnen, erst wann sie gestorben und begraben seyn die Pestilentz erreget werde". So wurde von einem polnischen Dorfe, 1572, eine weibliche Leiche in die Kreuzerhöhungskirche der „Reißischen Lemburg" gebracht und daselbst beigesetzt. Da bald darauf die Pest auftrat, vermuthete man, „das Weib müsse in Zauberey gewesen sein", öffnete daher das Grab und stieß der Leiche mit einer Schaufel den Kopf ab, worauf die Pest nachließ. Managetta bemerkt hiezu wörtlich: „Man hätte aber dem Teufels-Aaß die Erden neben anderer Christglaubender Cörper nicht vergönnen, sondern wie anderst wo mehr geschehen, gantz ausgraben und zu Aschen verbrennen sollen".[18])

Wie schon erwähnt, traf man nur in gefährlichen Zeiten eingreifende sanitäre Maßnahmen; wie die Vermauerung der Gruftfenster im Jahre 1713. An Bestrebungen, Grüfte und Stadtfriedhöfe dauernd zu schließen, fehlte es nie; sie scheiterten aber wohl daran, dass Bürgerschaft und Hochadel auf ihre Erbbegräbnisse, die Pfarren und Klöster auf die damit verbundenen Einkünfte besonders aus den in derselben Kirche gestifteten Jahrestagen nicht gutwillig verzichten wollten.

Die von der n.-ö. Regierung 1744 angeordneten bis zum Gesims der Façade reichenden Luftschläuche bewirkten einen leichten und schnellen Abzug der irrespirablen Zersetzungsgase, für deren schnelle Verdünnung die am Stephansplatze ununterbrochen herrschende starke Windströmung sorgte. Trotzdem der einflussreiche van Swieten Grüfte mit ausgiebiger Lüftung als unschädlich erklärte, machte Kaiser Josef II. dieser alten Sitte mit einem Federstrich ein Ende.

Das Hofdecret vom 23. August 1784, welches wenigstens in Bezug auf Entfernung, resp. Verschließung der allgemeinen Kirchengrüfte noch heute zu Recht besteht, ist als ebenso nothwendige, wie wohlthätige Maßregel aufzufassen, wenn auch kein Zweifel besteht, dass die Stephansgrüfte in Bezug auf ihre Ausdehnung, vorzügliche Ventilation, und dass eigentlich nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Särgen in der später

---

[18]) Pestbeschreibung und Infectionsordnung, p. 9.

zu vermauernden Crypte Zersetzungsgase ausströmte, von sanitärem Standpunkte weit weniger bedenklich waren als die Grüfte mit Reihenbeisetzung wie bei St. Michael und den Schotten, wo zudem noch die Wohngebäude knapp an die Kirchen anstießen.

Es erübrigen noch einige Worte über die Begräbnistaxen in den Grüften von St. Stephan. Der Apotheker „zum schwarzen Bären“ am Lugeck, Johann Jacob Hagl, drückt in seinem kurz vor dem Tode verfaßtem Testamente vom 19. October 1737 den Wunsch aus, sein Leib möge „in die Krufften zu St. Stephan“ begraben werden. Da um diese Zeit die neuen Grüfte noch nicht bestanden, können nur die alten Grüfte gemeint sein.

Laut einem Acte des Wiener Stadtarchives vom Jahre 1743 „Funeral-Specification in der kirchen Crufften bei St. Stephan“ waren von alters her drei Begräbnis-Classen üblich u. zw. I. mit dem großen Geläute 131 fl. 44 kr., II. mit dem Fürstengeläute 92 fl. 47 kr., III. mit dem kleinen Geläute 39 fl. (1 fl. = 60 kr.)

Diese Beträge vertheilten sich folgendermaßen:

I. Großes Geläute	fl. 9·41,	II. Fürstengeläute	fl. 4·20,	III. kleines Geläute	fl. 2·36
Herrn Canonici	„ 24·—		“ —·—		„ —·—
Herrn Curaten	„ 10·—		„ 6·—		„ 3.—
Bahrtuch(gebühr)	„ 8·30		„ 6·30		„ 2·15
Pfarrbild	„ 1·12		„ 1·12		„ —·30
Pelikan	„ 1·42		„ 1·42		„ 1·15
Grabstelle	„ 50·—		„ 50·—		„ 15·—
Musik	„ 10·—		„ 8·—		„ 2·—
Bahrleiher und Meßner	„ 3·—		„ 2·—		„ 1·15
Kirchendiener	„ —·30		„ —·30		„ —·30
8 Träger	„ 4·—		„ 4 —	6 Träger	„ 3·—
8 Kirchenmäntel	„ 2·—		„ 2·—	6	„ 1·30
16 Kuttenbueben	„ 2·24	12	„ 1·48	6	„ —·54
Bahre	„ —·45		„ —·45		„ —·15
				Windlichter	„ 2·—
Baumeister und Todtengräber	„ 4·—		„ 4·—		„ 3·—
	fl. 131.44		fl. 92 47		fl. 39.—

Nach Fertigstellung der neuen Grüfte legten Bürgermeister und Rath am 23. Juli 1746 der n.-ö. Regierung eine Taxe für diese Abtheilung vor, während im alten Theil die bisherige Taxe aufrecht blieb. Darnach kostete eine Beisetzung mit dem Fürstengeläute 55 fl. 47 kr., dem bürgerlichen Geläute 42 fl. 18 kr., dem kleinen Geläute 32 fl. 30 kr., für

Leichen bis zu 15 Jahren 22 fl. und für Kinder 6 fl. 30 kr. Dabei wird bemerkt, dass diese Taxe geringer sei als in den Vorstädten. Ferner heißt es, in der neuen Gruft sei eine Todtenkapelle „erbaut" worden und diese musste als locus principalior von der „ordinari Crufften" separiert werden. Die Taxe daselbst war mit dem Fürstengeläute 60 fl. 47 kr., dem kleinen Geläute 24 fl. und für Kinder, so auf der Achsel getragen und in die Todtenkapelle gelegt werden 8 fl. 30 kr. Wie früher bemerkt, weist die Todtenkapelle, welche 1746 nicht erbaut, sondern nur restauriert wurde, keine Spuren von Benützung auf. Laut einem Vorschlage des städtischen Bahrleiheramtes sollte dort „die unbemittelte Noblesse nach Standesgebür, aber mit geringeren Spesen und Distinction gemeiner Leute" bestattet werden. Am 10. December 1753 fragten Bürgermeister und Rath bei der n.-ö. Repräsentation und Kammer an, wie man sich in Betreff dieser Gruftstelle zu verhalten habe, da die k. Conduct-Ordnung vom Jahre 1751 darüber keine Vorschrift enthalte. Bisher wurde die Grabstelle mit 20, für Leichen unter 15 Jahren mit 4 fl. berechnet. Laut obiger k. Conduct-Ordnung vom 15. Februar 1751 waren die Gruftplätze der drei Hauptpfarren in zwei Classen getheilt u. zw. für Erwachsene und Kinder von 7 bis 15 Jahren zu 30 resp. 6 fl. bei St. Stephan, zu 20 fl. resp. 6 fl., für Kinder unter 7 Jahren 3 fl. bei St. Michael und den Schotten. Auf Antrag des Bahrleiher-Amtsverwalters Ignaz Gruber genehmigte die n.-ö. Repräsentation und Kammer am 18. December 1753 für St. Stephan die Taxen von 20 fl. resp. 6 und 4 fl., welche auch dann erlegt werden mussten, wenn ein Pfarrangehöriger auf einem anderen Friedhofe, auf der Landstraße oder bei den Schwarzspaniern in einer Gruft beigesetzt wurde.[19]) Diese seit dem Jahre 1683 nachweisbare Gewaltmaßregel zeigt uns wohl deutlich die sinkende Popularität der Begräbnisstätten zu St. Stephan. Bereits am 12. August 1643 klagen Bürgermeister und Rath, dass die Begräbnisse bei St. Stephan sehr abnehmen und man daher nicht in der Lage sei, den durch das Wetter ruinierten großen Thurm reparieren zu lassen. Die Ursache dieser Erscheinung ist sowohl im Überhandnehmen der

---

[19]) Alte Registratur (Wien) ad $\frac{147}{1743}$ u. $\frac{294}{1753}$. Im Acte vom 23. Juli 1746, Bürgermeister und Rath a. d. n.-ö. Regierung, ist wieder ein Passus, den ich ohne Commentar zur Veröffentlichung bringe: „Wir haben zwar auch wegen denen Lutheranern, Calvinern und ratione der Judenschaft (zumahlen keines aus allen disen vor die Grabstell etwas bezahlet) das behörige annektiren wollen, umbwillen aber die Zeit nicht zugelassen, derzeit ad originem zu kommen, alß werden wir künftighin, wenn anderst respectu harum personarum eine abänderung zu machen sein solte, das weitere anzubringen nicht unterlassen".

Reformation wie auch darin zu suchen, dass 1576 ein neuer Gottesacker, der k. Friedhof vor dem Schottenthor eingeweiht wurde, dessen künstlerische Ausstattung Adel und Altbürger veranlasste, sich daselbst ein Erbbegräbnis „auf ewige Zeiten" unter den Arkaden zu sichern.[20])

Was die Art der Beisetzung betrifft, dürfte in älterer Zeit wohl der der eben in Benützung stehenden Crypte zunächst befindliche Grufteinlass in der Kirche geöffnet und der Sarg hinabgelassen worden sein, worauf ihn die Todtengräber an die bezeichnete Stelle trugen. Später, d. i. nach Anlage der neuen Grüfte 1746 und der Verkittung der Sargeinlässe vor 1776, bediente man sich der an der Außenseite des Domes befindlichen mit Steinplatten verschlossenen Sargrutschen. Dass ab und zu der Conduct direct in die Gruft hinabstieg, erscheint zwar nicht ausgeschlossen, dürfte aber nur äußerst selten, etwa bei der Bestattung des Bischofes Sinelli vorgekommen sein. In gleicher Weise könnte die Leiche auch in der Todtencapelle unter dem deutschen Hause eingesegnet und hier von den Todtengräbern durch den breiten, stets sargfreien Verbindungsgang an die bestimmte Stelle getragen worden sein. Den Vermuthungen ist in dieser Beziehung völlig freie Hand geboten, da wir über die Baugeschichte der alten St. Stephansgrüfte so viel wie nichts wissen und keine Kunde besitzen, ob sie in einer oder mehreren Bauperioden und in welcher Reihenfolge angelegt wurden.

Mit dem Aufhören des Gottesdienstes laut Verbot vom Jahre 1713 waren die Grüfte naturgemäß dem öffentlichen Besuche verschlossen. Auf Nimmerwiedersehen glitt der Sarg in Gegenwart der Leidtragenden in die von den Lämpchen der Todtengräber gespenstisch beleuchtete Tiefe! Jedermann besucht gerne die Gräber seiner nächsten Angehörigen, schon der Gedanke, zu wissen, wo die sterbliche Hülle der Theuren ruht, gewährt einigen Trost. Selbst wenn die Crypte den Anverwandten der Lage nach bekannt gewesen wäre, wohin kamen nach wenigen Jahren die Überreste? — Es ist sehr bezeichnend, dass Ogesser für nöthig findet zu erklären, die Grüfte bieten viel Raum, es sei ganz unwahr, dass die Leichen heimlich in der Nacht nach den Vorstadtfriedhöfen geschafft wurden.

Wir erkennen aus letzterer Notiz das hohe Alter der noch heute in verschiedener Fassung cursirenden, trotz aller Berichtigung schier unausrottbaren Katakombenfabeln. Noch im vorigen Jahr war in den Zeitungen vom 12. December das Gerücht zu lesen, die Katakomben seien derart baufällig, dass alljährlich Stollen wegen Einsturzgefahr abgebaut werden

[20]) Vergl. m. Arbeit: Der kaiserliche Gottesacker vor dem Schottenthor. (Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, XXXVI. und XXXVII. Bd.)

müssen. Solche Gerüchte in die Welt zu setzen, vermag nur der, welcher von den Katakomben nicht mehr weiß, als was Berman einem leichtgläubigen, gedankenlosen Publicum auftischte. Man hat neben der angeblich riesigen Ausdehnung den Katakomben eine sehr beträchtliche Tiefe zugeschrieben, ein Analogieschluss, gestützt darauf, dass die Stadthäuser nicht selten mehrere Stock tiefe Keller besitzen. Uralt und schon bei Berman verzeichnet ist die Fabel, es habe sich einst ein Besucher verirrt und sei elendiglich umgekommen. Ein Steinmetzgehilfe der Bauhütte hat zur Zeit, da die Grüfte noch geöffnet waren, diese Fabel modificiert und den Besuchern als Beweis für die wahre Begebenheit die Fragmente eines Steinkruges vorgezeigt, den ein Lehrjunge trug, als er vorwitzig in die Gruft, welche ihm ein grausiger Hungerthurm werden sollte, hinabstieg. Der phantasievolle Steinmetz schilderte dabei herzergreifend die Qualen des Durstes, worauf selbst der gedankenloseste Besucher den Sinn der Rede erfasste. Diese Krug-, Lehrbuben- oder Durstgeschichte erzählt auch ein Besucher, welcher im vorigen Jahre seine Katakombenwanderung veröffentlichte und bemerkt hiezu ganz ernsthaft, der Krug stamme anscheinend aus dem XVII. Jahrhundert! — Wie ersichtlich ist Gruftlatein eine ebenbürtige Schwester des alten Jägerlatein und findet noch immer gläubige Zuhörer!

Eingangs wurde erwähnt, dass der Name Katakomben in alter Zeit nicht gebräuchlich war. Catacumbae bezeichnet eine Thalsenkung. In einer solchen an der Via Appia von Rom liegt die altchristliche Gruft und Kirche St. Sebastian, daher man diese ehrwürdige Stätte bereits in alter Zeit Coemeterium ad catacumbas kurzweg bezeichnete und später allen unterirdischen christlichen Grabstätten Rom's den Namen Catacumbae beilegte. Allgemeiner bekannt wurden die römischen Katakomben erst durch de Rossi's La Roma sotteranea cristiana 1864—77, doch kann davon die Bezeichnung der Stephansgrüfte wenigstens nicht direct abgeleitet werden, da bereits 1836 Mistress Trollope und 1838 ihr Übersetzer dieses Wort verwenden. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Ableitung von den sogenannten Pariser Katakomben für sich.

Die Schilderung wäre unvollständig, wollte man nicht auch der in den Grüften Beigesetzten gedenken. Leider stoßen wir dabei auf große Schwierigkeiten, denn so viele Tausende daselbst ihre Ruhe fanden, kennen wir trotzdem nur wenig Namen. Die Todtenbücher von St. Stephan (seit 1523) verzeichnen nie den Ort der Beisetzung, ob Freithof oder Gruft. Von den zahllosen Epitaphien wurden viele zum Ausbau der Kirche, der Altäre, wohl auch des fürsterzbischöflichen Palais und Alumnates verwendet.

Bischof Ernst Graf von Trautsohn constatierte 1685 nur mehr 400 Steine, Ogesser verzeichnet alle zu seiner Zeit noch vorhandenen. Die ganze Anlage der Grüfte gestattete weder einen figuralen Schmuck, noch die Aufstellung von Denksteinen. In anderen Wiener Grüften findet man auf Metallsärgen durchschnittlich, auf Holzsärgen ab und zu metallene Inschrifttafeln. Ob solche auch bei St. Stephan gefunden wurden, ist unbekannt. Wie sehr man im vergangenen Jahrhundert darauf bedacht war, alle noch vorhandenen Denksteine zu erhalten, beweist unter Anderem die Thatsache, dass 1861 die k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale beim Staatsministerium Klage führte, weil einige Grabsteine aus dem Zwölfbotenchore in die Katakomben geschafft worden waren. Cardinal Josef Othmar von Rauscher entkräftete aber den Vorwurf mit der Erklärung, besagte 8 Denkmäler hätten nicht den entferntesten Anspruch auf Kunstwert, noch passe darauf der Begriff des geschichtlich Merkwürdigen.[21])

Es ist ganz unbegreiflich, wie man seinerzeit diese ernsten Stätten des Todes zu Schaustellungen herabwürdigen konnte und sie für Jeden offen hielt, welcher das Gruseln lernen wollte. Tausende von Einheimischen und Fremden trieb die Neugierde hinab, die Katakomben boten ja mehr des Schreckhaften als irgend ein Panopticum oder eine Praterhütte zu bieten vermag. Naturgemäß war im Ausstellungsjahre 1873 — wie aus den Rechnungsbüchern der Dombauhütte hervorgeht — der Besuch am zahlreichsten.

Mit der Vollendung der Hochquellleitung am 24. October 1873 und der darauffolgenden Außergebrauchstellung der Hausbrunnen stieg der Grundwasserspiegel, so dass die einst so trockenen St. Stephansgrüfte nunmehr einen ziemlichen Feuchtigkeitsgrad aufwiesen, der sich zum Theil noch heute, besonders im Frühjahr und Herbst an den Mauern bemerkbar macht. Dadurch wurde der Zustand der mit Leichenresten gefüllten Grüfte ein unhaltbarer, um so mehr, als in Folge der Feuchtigkeit der Modergeruch die Luft verunreinigte. Dieses, sowie Gründe ästhetischer Natur gaben den Anstoß zur völligen Räumung. Die erste Räumung fand, wie mir Herr Dombaumeister Baurath Julius Herman mitzutheilen die Güte hatte, 1872 in der Zeit vom 10. Juni bis 26. Juli statt. Wenige Jahre später wurde die letzte, endgiltige Räumungsarbeit vorgenommen. Die vorhandenen Särge wurden in Seitenkrypten geschafft und diese vermauert, ein Theil wurde

---

[21]) Dr. Cölestin Wolfsgruber. Joseph Othmar Cardinal Rauscher, Freiburg i. Br. 1888, p. 403.

in große Gruben gebettet. Bei dieser Gelegenheit konnte der Beweis geliefert werden, dass die Katakomben thatsächlich keine weitere Ausdehnung nach unten besitzen, da man in einer Tiefe von circa einem halben Meter auf die Sohle der Gruftmauern stieß. Es ist in erster Linie ein Verdienst des um den Ausbau des Domes eifrig bedachten Cardinals Rauscher, dem unwürdigen Zustande der Katakomben ein Ende gemacht zu haben. Hier seine eigenen Worte: „Allein der Zustand, in welchem ich diese sogenannten Katakomben traf, übersteigt allen Glauben. Seit vor etwa zwanzig (!) Jahren die Engländerin Trollope in ihrer Reisebeschreibung darüber ein scharfes, aber nur allzu wahres Urtheil fällte, wurde den Fremden der Eingang versagt und wiewohl die allerärgsten Missstände nun gehoben sind, so muss doch auch ich vorderhand mich zu diesem Nothmittel entschließen. Es ist aber meine Absicht, wenigstens einen Theil dieser Gruft anständig herstellen und einen Altar anbringen zu lassen, wo am Allerseelentage und wohl auch zu anderen Zeiten des Jahres die heilige Messe für die Verstorbenen kann gelesen werden."[22]) — Zur Aufstellung eines Altares und Abhaltung von Gottesdienst kam es bisher nicht.

Heute sind die Grüfte vollständig leer und enttäuschen den sensationslüsternen Besucher, der nur grausige Bilder schauen möchte und keinen Sinn für die imponierende Ausdehnung des altehrwürdigen Coemeterium unserer Vorfahren besitzt. Mit vollem Rechte wird der Besuch nur ausnahmsweise gestattet und dann geleitet uns ein biederer Graubart, der die Grüfte noch in der „guten alten" Zeit gesehen, mit dem Verfasser dieses so manche Stunde tief unter dem lärmenden Großstadtgetriebe verbracht hat.



[22]) Ebd. p. 406.

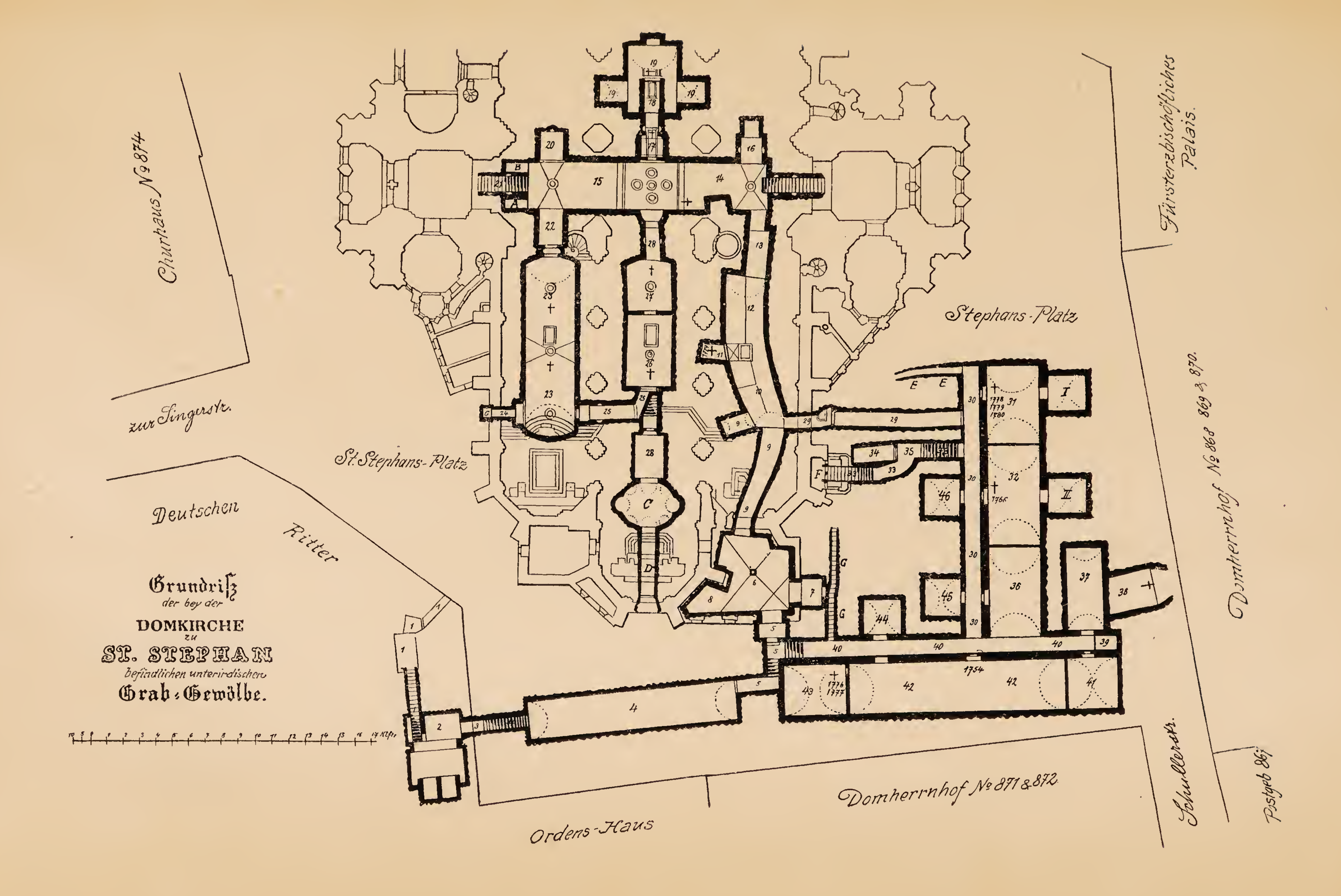
Beschreibung des Grundrisses.

Vorliegender Plan ist, soweit er die Umrisse der Gruftgewölbe betrifft, vollkommen identisch mit dem Blatte, welches Camesina nach einer Copie im Besitze des Magistratsrathes Krones 1870 veröffentlichte. Camesina bemerkt, das vom Bauübergeher Adolf Kasper 1855 gezeichnete Original liege im Kirchenmeisteramte. Wahrscheinlich wurde dasselbe erst später an die Dombauleitung abgegeben, welche dem Verfasser dieses die Reproduction bereitwilligst gestattete. Da jedoch bei der auf photographischem Wege hergestellten beträchtlichen Verkleinerung des stockfleckigen Originales die Orientierungsnummern und Jahreszahlen nur mit der Lupe lesbar waren, fertigte die Firma Angerer & Göschl nach dem Negativ eine Zeichnung zum Zwecke der Phototypie an, wobei leider die unter dem Maßstabe befindliche sehr kleine Schrift „im Jahre 1844 aufgenommen und gezeichnet von Adolf Kasper" übersehen wurde. Camesina irrte, als er die Anfertigung des Planes auf 1855 verlegte. Seit 1852 war Leopold Ernst Dombaumeister, während früher die bauliche Obsorge nur einem sogenannten Bauübergeher oblag, und in dieser Eigenschaft machte 1844 Kasper die Aufnahme der Gruftgewölbe.

Der Plan zeigt die Begrenzung des Stephansplatzes durch die Gebäude, die Umrisse des Presbyteriums sammt Querschiff und in fetten Linien die Ausdehnung der Grüfte.

Im deutschen Hause 1 ehemaliger Eingang für Besucher, 2 Todtencapelle (beide Räume vermauert); 3—5 Zugang zu 6 unter die sogenannte obere Sacristei mit zwei Crypten 7, 8. Von hier aus durch den linken Chor 9—13 in das Querschiff 14, 15 mit je einer Stiege rechts und links. Bei 16 der Sarkophag des Bischofes Sinelli, bei 17 links des Grafen Joanelli, 18 ein Einbau in die vermuthliche Crypta 19 der ehemaligen romanischen Kirche. Bei der Stiege 21 a 4, b 3 loculi, bei 22 und 28 Eingang in das mittlere 26, 27 und rechtsseitige Gewölbe 23, welche durch den Gang 25 mit einander verbunden sind. Bei 24 rechts, 29 links und 5 die 1743 von Jenamy erwähnten Durchbrüche in den Grundmauern des Domes; bei 29 Verbindung mit den neuen Grüften, daselbst 38 die sogenannte Pestgrube, E und G Sargrutschen, bei 33 die Stiege von der Crucifix-Capelle in die neuen Grüfte. Die Jahreszahlen zeigen die Zeit der jeweiligen Vermauerung, die Rechtecke bei 10, 12, 23 und 26 die Sargeinlässe an. Vor 23 ein dreifaches Rechteck, das Kaiser Friedrich-Monument, vor 26 und knapp vor dem Speisegitter des Hochaltares führt eine mit einer Steinplatte bedeckte Stiege von der Kirche aus in die 1363 erbaute Herzogsgruft, statt mit B irrthümlich mit 28 bezeichnet. C ist die 1754 von Maria Theresia angelegte neue Gruft, welche durch den Ventilationsschlauch D mit der Außenwelt verbunden ist.





Grundriß
der bey der
DOMKIRCHE
zu
ST. STEPHAN
befindlichen unterirdischen
Grab-Gewölbe.
Churhaus No 874
zur Singerstr.
St. Stephans-Platz
Deutschen
Ritter
Stephans-Platz
Fürsterzbischöfliches
Palais.
Domherrnhof No 868 869 & 870.
Domherrnhof No 871 & 872
Ordens-Haus
Schullerstr.

